

Die Komplexität des Einfachen

Cukrowicz Nachbaur Architekten

GESPRÄCH

Cukrowicz Nachbaur zählen zu den erfolgreichsten Büros der neueren Generation im Architekturland Vorarlberg. Mit zahlreichen gewonnenen Wettbewerben decken sie ein beeindruckendes Spektrum an Bauaufgaben ab: von Gemeindeämtern über Schulen, vom Ringsportzentrum zum Wohnhaus bis hin zum prestigeträchtigen Vorarlberger Landesmuseum. Besonders wichtig ist ihnen die Verortung ihrer Bauten, der Städtebau, ganz eigen ist ihnen die Fähigkeit, in ihren simpel wirkenden Kubaturen virtuose Raumangebote zu schaffen.

Ulli Haele im Gespräch mit Andreas Cukrowicz und Anton Nachbaur-Sturm

Das Architekturland Vorarlberg genießt nach wie vor international einen herausragenden Ruf. Wo liegen die Vor- und Nachteile für Architekturschaffende in dieser Region?

Cukrowicz: Die Vorteile haben wahrscheinlich mit der Mentalität zu tun, mit der gewünschten Art zu arbeiten. Dass man hier möglichst direkt an die Leute heran kommt, direkten Kontakt zu Behörden hat, zu potenziellen Auftraggebern und Handwerkern vor allem. Vielleicht gibt es sogar so etwas wie „das Streben nach einem gemeinsamen guten Ergebnis“.

Nachbaur: Ein Nachteil ist vielleicht, dass der Markt hier klein ist wie die Größe der Aufträge. Unsere größten Projekte sind wahrscheinlich für ein größeres Büro in Wien der Durchschnitt oder eher klein bemessen.

Die Architekten in Vorarlberg bilden keine homogene Gruppe mehr. Vielmehr zeigt sich ein heterogenes Feld von Akteuren, auch der Konkurrenz. Dennoch scheint das Verhältnis unter euch wohlwollend. Könnt ihr das bestätigen?

C.: Jeder ist der Konkurrent des anderen, das ist allen bewusst, wenn es aber darum geht, Dinge gemeinsam zu unternehmen, bestimmte Themen weiterzuentwickeln, dann funktioniert das in gutem kollegialen, freundschaftlichen Zusammenhalt.

N.: Der Vorteil dabei ist, dass man die große Zahl der Kollegen persönlich kennt. Es herrscht auch das Bewusstsein um den gemeinsamen Kampf um gute Architektur.

Mit dem Stadtbad Dornbirn, dem Vorarlberger Landesmuseum und der Messe Innsbruck habt ihr eine Reihe von Wettbewerben für prominente öffentliche Bauten entscheiden können, bei denen es jeweils um Bestandserweiterung an städtebaulich relevanten Punkten geht. Was bedeutet für euch der Umgang mit historischer Substanz?

C.: Bestandserweiterungen, Rückführungen mit Erweiterungen sind für uns extrem spannend, weil man konkrete Anhaltspunkte hat und die Möglichkeit, Fehlentwicklungen zu korrigieren, aus einem Bestand heraus etwas zu verändern und neu zu entwickeln.

N.: Die Thematik, mit einem Bestand zu arbeiten, der eine gewisse Qualität aufweist, ist immer herausfordernd, wie das Neue auf dem Alten aufzubauen. Spezifische Rahmenbedingungen sind unsere Herausforderung, da sie auch immer spezifische Antworten verlangen.

Welchen Stellenwert nimmt die städtebauliche Positionierung dabei ein?

C.: Wir sind überzeugt, dass wir durch bewusste Interventionen städtebauliche Veränderungen vornehmen können. Somit haben wir auch eine gewisse Verantwortung, die Situation in eine aus unserer Sicht positive Richtung zu entwickeln. Im Prinzip ist es egal, was wir machen, ob einen kleinen Anbau oder eine große bauliche Intervention, es geht immer um „Städtebau“, um die Veränderung eines Ortes.

N.: Die Ausgangspunkte bei jedem Projekt sind Städtebau und Landschaft. Daraus ergeben sich Stellung und Form. Eigentlich fängt aber alles mit Städtebau an.

Eure Bauten sind oft kompakte „Kisten“, die sich im Inneren oft als intelligente Raumwunder entpuppen. Wie entwickelt ihr Kubaturen? Von außen nach innen, wenn der Startpunkt immer die Verortung ist, oder doch von innen nach außen?

C. + N.: Für einen Laien schaut das fertige Produkt so aus, als bestehe es nur aus fünf Strichen. Im Gegensatz zu Projekten die versuchen, mit möglichst viel Aufwand möglichst viel Aufmerksamkeit zu erregen, probieren wir möglichst zurückhaltend, ruhig, selbstverständlich situationsbedingt zu agieren. Durch einen hohen Grad an Präzision versuchen wir die räumliche und funktionale Qualität zu vermitteln. Die Komplexität unserer Arbeiten lässt sich eher erst auf den zweiten Blick erspüren, auch die Anstrengungen, die notwendig sind, um diese komplexe Einfachheit zu erreichen.

Das Vorarlberger Landesmuseum soll ab 2010 gebaut werden. Was sind die wesentlichsten Merkmale des Entwurfes?

C.: Wir befinden uns hier im Spannungsfeld zwischen geschlossenem Stadtkörper und offener Seelandschaft. Es gibt die bestehende Bezirkshauptmannschaft aus der Jahrhundertwende und ein sehr dichtes Raumprogramm zu dessen Erweiterung und die Vorgabe, darin das Landesmuseum zu entwickeln. Unser Lösungsansatz war die vertikale Erweiterung der BH um

IM PRINZIP IST ES EGAL, WAS WIR MACHEN, OB EINEN KLEINEN ANBAU ODER EINE GROSSE BAULICHE INTERVENTION, ES GEHT IMMER UM „STÄDTEBAU“, UM DIE VERÄNDERUNG EINES ORTES.

zwei Ebenen sowie eine horizontale Erweiterung durch einen fünfgeschoßigen Neubau, mit drei städtebaulich ausformulierten Bauteilen. Um eine solitäre Wirkung zu erzielen, haben wir aus allen Teilen eine kompakte Figur entwickelt, die durch eine einheitliche Farbgebung zusammengehalten wird. Das neue Museum soll ganz klar, leicht und selbstbewusst dastehen. Die äußere Erscheinung entwickelt sich aus der genauen Bestandsanalyse: ein massiver Baukörper mit gestanzten Löchern und strukturierter Fassadenoberfläche. Als Kontrapunkt zum introvertierten Kunsthaus soll sich das Landesmuseum auch durch gezielt positionierte Öffnungen mit der Umgebung auseinandersetzen. Als Höhepunkt am schönsten und prominentesten Platz des Bodensees wird es auf der obersten Ebene ein riesengroßes Panoramafenster mit Seeblick geben.

Die Messe Innsbruck (mit M. Zaffignani und R. Bechter) wird demnächst gebaut, welche Aspekte prägen das Projekt?

N.: Die bestehende Halle 2, für die Weltausstellung von 1893, war gedankliches Rückgrat und Strukturgeber für die Erweiterung. Der Neubau wurde präzise auf die Länge dieser Halle ausgerichtet, um deren Linearstruktur fortzusetzen. Richtung Osten mit dem Veranstaltungsgeschoß, das erhöht auf dem Körper der Messehalle liegt. Eine weitere wichtige Thematik war die Vorplatzsituation mit der riesigen Auskragung des Veranstaltungstraktes. Hier entsteht ein neues städtebauliches Signal und die neue Eingangssituation.

Euer kleinster Bau, eine Kapelle auf einer Alm, misst gerade einmal vier mal sieben Meter, der Preis des Wettbewerbs waren drei Laib Käse. Dennoch habt ihr gesagt, auf so eine Aufgabe hättet ihr zehn Jahre gewartet. Was war das Reizvolle?

C.: Im Prinzip war der Standort fixiert, der Jury-Vorsitzende hat einfach mit dem Arm ausgeholt und gesagt: Da ist der Bauplatz. Wir waren die einzigen, die einen anderen Ort vorgeschlagen haben, denn wir wollten für die besondere Aufgabe auch

einen besonderen Ort. Denn wenn man die vorhandenen Spuren lesen kann, dann gibt es dort nur einen richtigen Ort, nahe an der Geländekante, wo das Gelände fast 1.000 Meter abfällt. Das Reizvolle an der Aufgabe ist natürlich diese übergeordnete Ebene. Schulen, Altersheime, Sportstätten o. ä., das sind alles wichtige und interessante Aufgaben, aber ein Sakralbau, egal in welcher Größe und für welche Konfession, ist etwas anderes. Auf diese Idealaufgabe haben wir einfach gewartet.

N.: Und dass es eigentlich nur um den Raum geht, das ist das Schöne dabei. Technisch und praktisch waren keine Anforderungen da, es gibt dort keinen Strom, kein Wasser, kein Raumprogramm.

Kommt die Sinnlichkeit eurer Bauten vor allem über die Materialität des Innenausbaus, im Speziellen wie in Doren oder St. Gerold durch die unbehandelte heimische Weißtanne?

C.: Ich glaube, es sind mehrere Sachen, die auf die Sinne wirken, bewusst oder unbewusst, bestimmte Lichteinfälle, Ausblicke. Da sind Bewegungen, die der Mensch im Haus macht, die das Haus dem Menschen abverlangt. Lichtthemen, die die Raumsituationen steigern. Und das Material ist natürlich extrem wichtig, es muss zur Aufgabe passen und zum Ort. Und dann kommt noch eine Komponente hinzu, das ist der Geruch. Mit dem arbeiten wir natürlich auch ein bisschen. Uns ist die Harmonie wichtig, jene der Baukörper, der Elemente und der Materialien.

N.: Die Reduktion, die Ruhe, die wir anstreben, die Konzentration auf einzelne bestimmte Themen, genau das kann erst Sinnlichkeit schaffen. Diese Sinnlichkeit kann jetzt nicht auf einen einzelnen Punkt oder auf ein Material reduziert werden. Es geht immer um die Gesamtheit.

Lisbeth Waechter-Böhm hat eure Schule in Doren als „reinste Geruchsarchitektur“ bezeichnet, ihr selbst habt den Geruch eines Baus als dessen unbewusste Visitenkarte bezeichnet. Riechen alle eure Bauten gut?

C.: Das ist nicht möglich, nein. Nicht jede Aufgabe erlaubt diese olfaktorische Ebene.

N.: Das Riechen erfolgt in der Wahrnehmung zum Großteil unbewusst. Was positiv belegt ist, wird nicht bewusst beachtet, erst wenn etwas negativ ist, reagiert man darauf.

Wie kann man sich eure Zusammenarbeit als Partner vorstellen? Wie in der Musik ein Komponist, ein Dirigent?

C.: Das kann man sich im Prinzip vorstellen wie bei einem Tischtennispiel. Ein Hin und Her. Uns ist egal, ob wir die gute Idee haben, der Haustechniker oder der Handwerker. Wichtig ist, was zum Schluss dabei herauskommt.

N.: Wir wissen beide ganz gut, wo die Stärken und Schwächen des anderen liegen. Das ideale Prinzip des Zusammenspiels, wenn wir es mit der Musik vergleichen, heißt dann Konzert.

Kennzeichnend ist eure radikale Neuinterpretation traditioneller Holzbauten, auffallend die Perfektion in der Detaillierung und Ausführung eurer Bauten. Wie gelingt euch das?

C.: Unser Interesse für die traditionellen und historischen Bauten ist groß. Wir beobachten, analysieren und erspüren, was die Qualitäten der Bauten wirklich ausmacht.

N.: Der erste Punkt in der konkreten Umsetzung ist die Planung, soweit wie möglich im Maßstab 1:1, bis zum letzten Türgriff oder Beschlag. Der zweite Punkt ist die Bauleitung, die in letzter Konsequenz den gleichen Anspruch an die Umsetzung, an die architektonische Qualität haben muss. Und dann natürlich die Handwerker, die da mitgehen. Von Vorteil ist hier in Vorarlberg, dass die handwerkliche Qualität, speziell wenn man den Bregenzer Wald betrachtet, europaweit auf höchstem Niveau steht. Die Handwerker, und das hängt auch mit der Größe einer Region zusammen, kennen sich untereinander, stehen im Wettbewerb miteinander und pushen sich gegenseitig, um das Bestmögliche umzusetzen. Je einfacher ein Bau, umso wichtiger wird natürlich die Ausführung von Details.

Welche Bauaufgabe fehlt euch in eurem Portfolio noch?

C.: Noch sehr viele! Ein wirklich gutes Gebäude zum Wohnen, ein Altersheim oder eine Kirche, ein großer Industriebau.

N.: Ich würde gerne eine Brücke planen. Etwas sehr Konstruktives, was man nicht jeden Tag macht, bei dem man sehr eng zusammenarbeitet mit anderen Fachgebieten. Und natürlich auch ein Hochhaus.



Foto: Larry R. Williams

UNSER INTERESSE FÜR DIE TRADITIONELLEN UND HISTORISCHEN BAUTEN IST GROSS. WIR BEOBACHTEN, ANALYSIEREN UND ERSPÜREN, WAS DIE QUALITÄTEN DER BAUTEN WIRKLICH AUSMACHT.